

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 13 (1909)

Rubrik: Dramatische Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

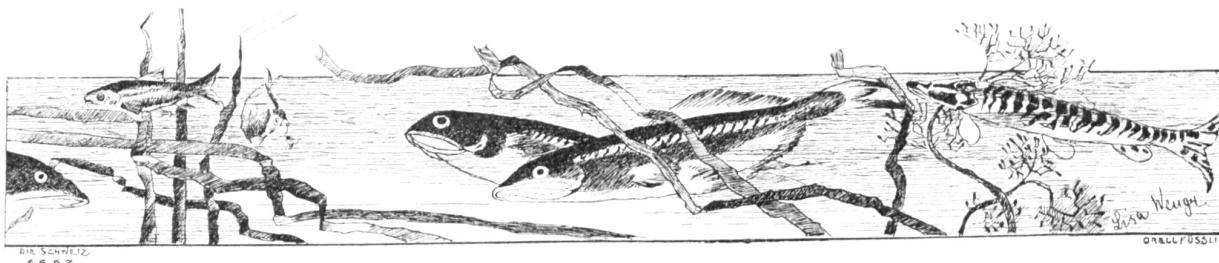
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Dramatische Rundschau.

II.

Die Sommersaison im Pfauen hat Ende Juni wie ein wohlklassiertes Feuerwerk geschlossen.

Zuerst erschien am 26. noch einmal Frau Eysoldt, um uns als nachträgliche Zugabe zu ihrem diesjährigen Auftritt die Lulu in Wedekinds „Erdgeist“ vorzuspielen. Das Haus war nur mäßig besetzt; die Zahl der Wedekind-Berehrer Zürichs hatte sich bereits bei dem persönlichen Besuch des Dichters erschöpft, und die Stimmung unter den Anwesenden ließ keinen Zweifel darüber, daß man sich mehr für die Interpretin als für das Werk begeisterte. Die Lulu der Eysoldt ist eine Meisterleistung, wie man sie selten sieht, in ihrer Vereinigung von Natur und Kunst ein seltener Glücksschlag für den Autor: das war das Weib mit dem schlängelnden, geschmeidigen, sammtweichen Körper, dem die darin eingefangene Seele alle Genüsse der Sinnlichkeit abfordert, unbefüllt darum, ob sie selbst und andere dabei untergehen. Aber dieser Eysoldtsche Epilog bildete nur den Prolog zu den drei Festtagen, die unser Theaterpublikum wie zu einer Feierlichkeit versammelten. Es war in der Tat eine Abschiedsfeier für zwei Künstler, die sich während der Zeit ihres Wirkens an unserer Bühne warme Sympathien erworben haben: Arthur Ehrens und Aurel Nowotny.

Naum vermöchte das mehr als nur ausverkaufte kleine Pfauentheater das Publikum zu fassen, als Herr Ehrens am 28. Juni seinen Verehrern ein dreifaches Lebewohl sagte: als Claudio in Hofmannsthals „Der Tor und der Tod“, als Simone in Wildes „Eine florentinische Tragödie“, als Gilbert in Schnitzlers „Literatur“. Von den drei Einaktern war „Der Tor und der Tod“ für Zürich Novität. Das Stück, in dem sich die Lebensferne und Lebenssehnsucht des verweichlichten Wiener Aesthetentums trefflich spiegeln, hat weniger eigenen als symptomatischen Wert; von einem Jüngling geschrieben, wurde es bald nach Erscheinen zum vielzitierten Dokument einer ganz in Bildung aufgelösten, mit allen Lebensmöglichkeiten schnell fertigen modernen Großstadtjugend, und als solches wird es in jener süßen Haltlosigkeit auch von der Literaturgeschichte verzeichnet werden. Für die szenische Belebung dieses gänzlich lyrischen Dramolets, in dem der geigende Tod dem lebensfremden Sterbenden seine Mutter, seine Geliebte, seinen Freund vorführt, die wirklich, in Hingabe der eigenen Persönlichkeit, ihr Leben lebten, verdient Herr Ehrens den Dank aller Kunstfreunde; leider zeigte es sich in diesem lediglich aufs Wort gestellten Schattenspiel besonders deutlich, daß die Sprechtechnik seine Stärke nicht ist (auch die auftretenden „Toten“ schienen sie im ewigen Schweigen mehr oder weniger verlernt zu haben). Dazu war die Stimmung des Stücks dermaßen aufs Dünste auseinandergezogen, daß sie auch nicht das kleinste Näuspern im Publikum ertrug, und wie wäre ein zum Brechen volles Haus über eine Stunde in absoluter Ruhe zu erhalten? Oscar Wildes raffinierte „Florentinische Tragödie“ ist von der sechzehnjährigen Spielzeit her bekannt. Der Simone des Herrn Ehrens war wieder ein überzeugender Repräsentant jener wilden Zeit, in der der Kaufmann gar wohl das Schwert zu führen wußte; prachtvoll stand am Schluß der Mann vor uns, der sich sein Weib äußerlich und innerlich neu erobert. Das diaabolische Spiel, das zu diesem blutigen Ende führt, hätte freilich gelegentlich mehr schlanke Härte und ein heißeres Tempo vertragen. Um einleuchtendsten geriet der Schluß des Abends,

Schnitzlers hier ebenfalls nicht mehr neue „Literatur“, in der dasselbe Problem wie bei Wilde, nur modern-komisch, erledigt wird. Der Bohémien Gilbert ist eine Meisterleistung des Herrn Ehrens, vollkommen bis in die letzte Geste; aber auch der andere der beiden, die hier „um das Weib kämpfen“, der gutherige adelige Trottel Clemens, der im Lebensgenuss keinen bloßen Acker für künstlerische Saat und Ernte sehen will, fand in Herrn Nowotny einen Interpreten, der über alles Lob erhaben ist. Herr Nowotny feierte hier seinen höchsten künstlerischen Triumph, während erst der folgende Abend ihm die eigentlichen Abschieds-Ovationen brachte.

Wie Herr Ehrens, so trat auch Herr Nowotny für einen Dramatiker seines Heimatlandes ein: er spielte den Alfons in Grillparzers „Jüdin von Toledo“, spielte ihn mit schönem Feuer und freier Natürlichkeit und unter wachsendem Beifall. Das Publikum, das das Haus wieder vollständig füllte, geriet nämlich trotz dem festlichen Anlaß nur schwer in Stimmung, und das lag nicht allein in der primitiven Inzierung, wie man sie im Pfauen so oft zu entschuldigen hat, sondern wie mir scheint, an der Dichtung. Ein König muß seine Geliebte erst tot vor sich sehen, um ihren Dirnencharakter zu erkennen und sich aufs neue seiner Pflichten gegenüber Weib, Kind und Staat zu entsinnen. Dieses Problem ist entschieden interessanter als seine Aufführung; ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß seine markantesten Seiten nur obenhin gestreift sind. Wie matt im Wort wirkt alles, was Alfons zu der schönen Jüdin sagt! Es wird nicht glaubhaft, daß dieser Jüngling-Mann, dem die Politik eine kühle blonde Britannierin in die Arme legte, aufs leidenschaftlichste zu dem heizäugigen Mädchen entbrannt ist, und es wird noch weniger glaubhaft, daß seine edler geartete Sinnlichkeit in ihrem unberechenbaren Wesen vergebens nach einem festen Ankergrund sucht. Die große Szene zwischen den beiden, die eigentlich immer an einander vorbereiten, fehlt, und es bleibt der mimischen Kunst des Schauspielers vorbehalten, zu zeigen, daß der König bald einmal „von ihr genug hat“. Der weiche Wiener Poet entbehrt hier entschieden der Kraft zur unerbittlichen Vertiefung ethischer Konflikte! Dazu kommt eine Versdiktion mit Inversionen und gewaltamen Verkürzungen, die unserm modernen Sprachgefühl unzweideutig den Eklektiker verrät: was man hört, ist nicht mehr Schiller, aber auch noch nicht Hebbel. Ein Dichter spricht zu uns, zweifellos; aber ein Dichter, der mehr weiß, was „poetisch“ ist, als daß sein Naturell es wäre, der mehr Geschmack als Eigenart hat. Und deshalb blieb man kühl bis ans Herz hinan... Nichtsdestoweniger brauste am Schluß ein Jubel durchs Haus, unter dem der Vorhang wohl zwanzigmal in die Höhe gehen konnte. Wie am Tage vorher Arthur Ehrens, so wurde Herr Nowotny gefeiert, vielleicht noch stürmischer, herzlicher; denn manche unerkannt im stillen blühende Julia wollte ihrem Romeo beim Scheiden einen Kranz zu Füßen legen oder ein Sträuschen an die Brust werfen. Und während dieser ganzen langen Ovation harrte das Publikum aus: in der lebhaften Demonstration seines persönlichen Verhältnisses zu einem abgehenden Künstler gab es sich selbst die freudige Sicherung, daß ihm die Sache unseres Theaters am Herzen liegt!

Die schöne Jüdin Rahel wurde von Fr. Biesen gespielt. Die junge Künstlerin erschien in einem an sich farbenprächtigen Kostüm, das aber für die Proportionen ihres Körpers nicht ge-

rade günstig drapiert war. In Rede und Aktion wird sie ihren schäzenswerten Überfluss an Temperament noch zügeln müssen; die Aussprache verlangt eine stärkere Vokalierung, wenn nicht wie diesmal (offenbar unter dem psychischen Druck etwelcher Befangenheit) die Konsonantenmaschine öfter des Tonfutters entbehren und leer laufen soll. Dass der Gesamteindruck weit hinter ihrer Hilde Wangel zurückstand, liegt auch an der Rolle: jedes Publikum fahrt das verführerische Judentümchen zuerst als reine, undifferenzierte Gestalt auf und lässt ihre Darstellerin den gemeinsamen Zug, der ihm anhaften muss (von der Dichtung aber erst gegen den Schluss erklärt wird) in unbewusster Verstimmung entgehen. Diese Rahel zu verkörpern, deren erst im Tode sich offenbarende seelische Nichtigkeit von sinnlicher Grazie verhüllt wird, ist zweifellos für das Studium sehr instruktiv (und nach dem Studium schmeckte auch diese Interpretation noch etwas); aber einem durchschlagenden Bühnenerfolg wird immer der innere, zu spät motivierte Zwiespalt in dieser Figur entgegenstehen.

Am 30. Juni war das Haus wiederum vollbesetzt; angesichts des lebhaft interessierten Publikums, das zu des Dänen Sophus Michaelis „Revolutionshochzeit“ erschienen war, hätte man auf Anfang statt Ende der Saison raten können. Das Drama fand als richtiges Theaterstück nach jedem seiner drei Akte auch bei uns jenen starken Beifall, der es gegenwärtig über die deutschen Bühnen trägt; aber die mit allen Mitteln die Aufmerksamkeit wachrufende und wacherhaltende Handlung ist zu wenig poetisch beseelt, damit das vor unsren Augen sich abspielende Geschehnis für uns auch zum Erlebnis würde. Bei der Uraufführung am Hebbeltheater, der ich beiwohnen Gelegenheit hatte, erzwang eine gute Darstellung zum mindesten die Achtung des Publikums; bei uns amüsierte man sich und zwar nicht immer im Sinne des Autors ... Jakobiner ergreifen den zu seiner Vermählung ins Land zurückgekehrt Emigranten Ernest de Tressailles aus dem Schlosse seiner Braut, unmittelbar nach der Trauung. Er wird den Wütenden zum sofortigen Tode verurteilt; nur einer, Marc-Arron, ist der

Meinung, dass „die beiden ihre Nacht haben sollen“ und die Exekution auf den Morgen verschoben werde. Derselbe Marc-Arron lässt dann, durch einen Händedruck der Braut, Alaine de l'Estoile, um den Verstand gebracht, den unglücklichen Bräutigam fliehen und tritt selber in seine Rechte und Pflichten, Liebe und Tod ein ... Heißt das nicht Edelmut? Für die Wirkung ist entscheidend, ob Marc-Arron seine von Ironie durchsetzte Rolle auf einen ernsten, achtunggebietenden Grundton zu stimmen vermag: Friedrich Kayßler in Berlin vermochte es, Herr Koch, der viel zu zappelig war, vermochte es nicht; das Publikum befand sich während der tödlichen Hochzeitsnacht im zweiten Akt in vergnüglichster Laune über das Stück, das vielleicht gerade deshalb so gut „gemacht“ ist, weil der Autor bei der Arbeit mit keinem innern Erlebnis zu ringen hatte. Fräulein Bienz spielte die Alaine de l'Estoile, wohl mehr auf eigenen Wunsch als zu eigenem Vorteil; denn ihre im Nassig-Mädchenhaften wurzelnden Persönlichkeit vermochte das seine Schlossfräulein von altem Adel von vornherein nicht glaubhaft zu machen. Möge die Künstlerin über dem lobenswerten Eifer, sich zu betätigen, die Grenzen ihres Talentes nicht außer acht lassen; die Sphäre des Königlichen meiden sie besser, es sei denn ein Baufönktum. Sie selbst ist ein kleiner Baufönkt!

Mit diesem Revolutionsdrama, dessen theatrale Eigenschaften stark genug sind, um jeder Kritik zu trotzen, und das wir mit seiner schönen neuen Dekoration gewiss noch öfter sehen werden, schloss die Saison; wenn die Leser der „Schweiz“ diese Seiten zu Gesicht bekommen, steht schon wieder die neue Spielzeit vor der Türe. Wir zweifeln nicht daran, dass unser Theaterleben sich in derselben erfreulichen Weise wie bisher weiter entwickeln wird; im Pfauentheater, das sich ein getreues Stamm-publikum herangezogen hat, dürfen sich noch ausschliesslicher die spezifisch literarischen Ereignisse abspielen, bis endlich der Tag kommt, der dem modernen Drama eine würdigere Stätte bereitet. Nichts wird uns diesem Zeitpunkt näherbringen als eine vorurteilslose Pflege der Kunst, uns selbst zum Stolz und allem Dunkelmännertum zum Trost. Konrad Falke, Zürich.

Zu unserer zweiten Kunstbeilage.

Zum Besten, was uns der wackere Winterthurer Historien- und Genremaler August Weckesser (1821—1899) hinterlassen hat, gehören zweifelsohne seine „Abgebrannten“ (*). Den 16. Mai 1862 vollendet, ward das Gemälde im folgenden Jahre auf dem schweizerischen „Turnus“ von der Jury aus dem Bundesbeitrag (Fr. 6000) für die Verlosung erworben und fiel so durchs Los den Schaffhausern zu, die eine Nachzahlung an den Künstler beschlossen von fünfhundert Franken. Noch zweimal hat das Bild öffentliche Ehre eingelegt für seinen Schöpfer: auf der Ausstellung von 1864, wo es mit dem „Gottesdienst in der Bittwoche“ von Raphael Riz (1829—1894 **)) um die Palme im Genre wetteiferte, und an der schweizerischen Landesausstellung zu Zürich vom Jahr 1883, wo es wiederum Weckesser aufs vorteilhafteste repräsentierte; dann fand es dauernd seinen Platz im Schaffhauser Imthurneum. Dargestellt ist ein Brand im Sabinergebirg, genauer gesagt der Auszug der Bevölkerung eines abgebrannten Dörfes in der Umgebung Roms: Cameratas Schicksal gab dem Künstler die Anregung. Allgemein wurde anerkannt „die schöne und lebendige Komposition, das massiv nirgends auf Effekt berechnete Colorit, die liebevolle Ausführung, die doch nicht auf Kosten des Gesamteindruckes sich vorträgt“. Ergreifend wirken die Stimmungsgegensätze, die psychologischen Kontraste in der großen einzigen Gruppe des Bildes. Da sehen wir links ein Weib den wiedergefundenen und geretteten Säugling dankbar zum Kreuze emporheben und im Vordergrund an der Spitze des Zuges einen Knaben sein

*) Bgl. über Weckesser das Neujahrsblatt der Kunstsellschaft in Zürich für 1900, wo u. a. auch unser Bild in Lichtdruck beigegeben ist.

**) Bgl. „Die Schweiz“ VII 1903, 556/57.

Liebtestes, das glücklich dem Flamenttod entrissene Lämmlein liebkosend weitertrieben. Zu diesen Szenen der Freude, des Glücks im Unglück tritt in wirksamen Gegensatz die der wilden Verzweiflung rechts vor dem Kirchenportal, wo das knieende händeringende Weib neben dem auf der geretteten Decke erschöpft auf sein Antlitz gesunkenen Mädchen sich nicht trösten lässt von dem zurenden Priester. Dazwischen das Bild der erfahrungtreichen Ergebung ins Schicksal: viel Herbes schon hat sie erlebt, die mit dem armeligen Bündelchen am Arm auf zwei Stäben dahinwankende, von ihrem kräftigen Sohn gestützte alte blinde Mutter! Neben ihr her, mehr im Vordergrund schreitet die Frau dieses Sohnes mit dem schlafenden Kind im Arm und mit dem weinend neben ihr hergehenden Mädchen; hier kommt der stumme, aber tiefe Schmerz zum Ausdruck gegenüber der mehr apathisch gleichgültigen Neugierde jener zwei nach den rauchenden Ruinen zurückgeschauenden Töchter Lots hinter dem blinden Mütterchen ... Es triumphiert die Schönheit auch im Bilde des Jammers, und weil der Meister selber tief ergriffen war vom Ernst des Gegenstandes, wirkt seine Komposition so unmittelbar packend auf den Beschauer — vielleicht etwas theatrale, ja; aber wer zufällig schon ähnlichen Szenen im Süden beigewohnt, wird dies dem Künstler zugute halten: da macht sich eben in solchen Fällen ein stärkeres Pathos geltend als bei uns im kühler gestimmten Norden ... Gewiss hat J. B. Widmann recht mit seiner gelegentlichen Aeußerung: „Vor einem solchen Bilde dürften manche junge Maler von heute, die vielleicht sagen, sie möchten so etwas nicht malen, bei einiger Aufrichtigkeit von sich selbst bekennen, dass sie es auch nicht könnten!“ O. W.